

CHRISTIAN STOLL · WIEN

ABSCHIED VON EUROPA

Anmerkungen zur Globalisierung des Papsttums

Am Tag, nach dem Papst Franziskus erstmalig auf die Benediktionsloggia des Petersdoms getreten war, titelte die London Times doppeldeutig: «A new world pope». Der Argentinier Jorge Mario Bergoglio ist der erste Papst aus der so genannten neuen Welt, er ist aber auch in bisher unbekannter Weise ein «Weltpapst». Das Petrusamt ist unterwegs zu einer neuen globalen Gestalt. Ein «Weltpapsttum», das für den Horizont wechselnder «neuer Welten» offen ist und seine überkommene Bindung an Europa lockert, scheint in Sicht. Globalisierung bedeutet dabei mehr und anderes, als man in Europa oft darunter versteht. Das gilt, wie sich nun zeigt, auch für die Kirche.

Auch bisher hat man das Petrusamt für global gehalten. Das gilt zum einen theologisch: Als oberstes Amt der katholischen Kirche erstreckt es sich über «über den ganzen Erdkreis». Es gilt aber auch politisch: Zwar trug das universale Amt in der Vergangenheit durchgängig ein europäisches Gesicht. Noch Pius XII. (1939–1958) entstammte wie viele Päpste vor ihm einem römischen Adelsgeschlecht. Sein Nachfolger erweiterte das vormals italienisch dominierte Kardinalskollegium um Bischöfe der Weltkirche, bis mit Johannes Paul II. erstmalig seit Jahrhunderten ein Nichtitaliener wieder den Stuhl Petri bestieg. Mit Benedikt XVI. folgte ein deutscher Theologe, der wie niemand vor ihm den europäischen Geist des Christentums verkörperte. Dennoch konnte man auch dieses Papsttum einer langen Reihe von Europäern gemessen am Einfluss des Amtes «global» nennen. Der Einflussbereich ihrer Missionen und diplomatischen Interventionen ließ schon die machtbewussten Päpste der Renaissance «Weltpäpste» sein. Die globale Reichweite des Papsttums ist im Laufe der letzten Jahrzehnte – nicht zuletzt durch die mediale Präsenz des Papstes – noch einmal erheblich angewachsen. Globalisierung und europäische Prägung blieben dabei verschwistert.

CHRISTIAN STOLL, geb. 1982, Studium der Rechtswissenschaft, Politikwissenschaft und der Katholischen Theologie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau und an der Yale Divinity School, New Haven. Universitätsassistent am Institut für Dogmatische Theologie in Wien.

Mit Papst Franziskus hat eine neue Phase der Globalisierung des Papsttums begonnen. Auf den ersten Blick lässt sich auch die Wahl eines Papstes aus Südamerika als Globalisierung im bekannten Sinn deuten: Man könnte meinen, die Ausbreitung des europäischen Christentums sei nun soweit gelungen, dass auch der Klerus ehemaliger Missionsländer *papabile* sein könne. Ein neues «Weltpapsttum» würde dann kaum mehr bedeuten als eine Erweiterung des Personalpools und die Erkenntnis, das Petrusamt könne nun auch von einem Nichteuropäer in bewährter europäischer Weise ausgeübt werden. Die ersten Gesten und Äußerungen des Papstes aus der «neuen Welt» deuten jedoch darauf hin, dass Franziskus das Selbstverständnis eines europazentrierten Christentums infrage stellen wird. Europäer, die ihre jahrhundertlange Pacht des Petrusamtes schon in Eigentum übergehen sahen, werden bereits jetzt daran erinnert, dass es einen Unterschied zwischen dem Christentum und dem kulturellen Erbe Europas gibt. Mit dem neuen Pontifikat nimmt ein Lernprozess seinen Anfang, der für europäische Katholiken nicht ohne Zumutungen sein wird.

Am Himmel der medialen Begeisterung für Papst Franziskus ziehen bereits erste Wolken auf, die in diese Richtung weisen. Noch dominieren euphorische Stimmen, die den neuen Papst als bescheidenen Sympathieträger ohne Berührungängste hervorheben; auch Hoffnungen auf institutionelle Reformen werden nicht unbegründet geäußert. In ersten kritischen Einschätzungen des Pontifikatswechsels begegnet dagegen bereits die Ratlosigkeit des alten Europa. Papst Franziskus scheint innerhalb der Leitlinien des europäischen intellektuellen Diskurses kaum verstanden werden zu können. Dieser Papst – so steht zu befürchten – ist im Sinne landläufiger Unterscheidungen weder konservativ noch liberal. Die in der deutschen katholischen Theologie der vergangenen Jahrzehnte mit Nachdruck geführte Auseinandersetzung um das Verhältnis der katholischen Kirche zur europäischen Moderne scheint am Profil des neuen Papstes weitgehend abzuwischen. Weder lässt er sich als Messias eines emphatischen Modernisierungsprogramms vereinnahmen, der der Kirche endlich das geforderte Kontingenzbewusstsein etwa in Fragen des Geschlechterverhältnisses oder der Sexualethik einimpft, noch wird sich Papst Franziskus als Bewahrer der europäischen Symbiose von Christentum und Kultur verstehen, der verloren gegangene oder gefährdete Traditionsstränge in einer von Gedächtnisverlust geprägten Moderne wieder zu beleben versucht. Dass Franziskus mit diesen Leitkategorien nicht verstanden werden kann, sorgt für Irritationen. Versucht man sie dennoch anzuwenden, sind Missverständnisse vorprogrammiert. Dies zeigen eine Reihe aufgeregter Reaktionen in kirchlichen und kirchennahen Medien.

Dort versteht man sozusagen den Papst nicht mehr. Wenn in konservativen katholischen Medien der Verzicht des neuen Papstes auf traditionelle Insignien und liturgische Pracht bereits als Gefahr für die Glaubensüberlieferung der Kirche angesehen wird, kann man dies einen kulturellen Kategorienfehler nennen. Ebenso fehlt geht allerdings die Vermutung, dieselben Zeichen und Gesten läuteten eine Versöhnung der Kirche mit dem Geist der Neuzeit ein. Dem neuen Papst scheint der prägende Konflikt des katholischen Europa von Modernisierung und Bewahrung nicht zu kümmern. Die europäische Verquickung dieser Auseinandersetzung mit der Frage nach der rechten Überlieferung des christlichen Glaubens wird von ihm nicht aufgerufen. Das kann enttäuschend sein.

Wie eng verzahnt ein ganz bestimmter Modernisierungsdiskurs in Europa mit der Orthodoxiefrage ist, wird deutlich, wenn ein bekannter Publizist in den Demutsgesten des neuen Papstes den Abschied vom hierarchischen Ordogedanken des Mittelalters, ja sogar vom überlieferten Weihepriestertum sieht. Orthodoxie wird im katholischen Europa immer noch (auch) an der Frage gemessen, welche Haltung man zu den Traditionen des christlichen Abendlandes, zur Welt der Kathedralen und Universitäten, der christlichen Kaiser und Könige, der hochentwickelten christlichen Kunst und Liturgie einnimmt. Es nimmt daher auch nicht Wunder, wenn mancherorts bereits wenige Tage nach der Wahl des neuen Papstes selbstvergewissernd dessen Orthodoxie festgehalten werden muss, ohne dass Franziskus sich hinsichtlich irgendeiner Glaubensfrage verdächtig geäußert hätte. Es ist vielmehr die eigentümliche Verquickung von theologischer und soziologischer Tradition, die das Abweichen von liturgischen Gebräuchen und überkommenen Insignien in den Augen mancher in die Nähe der Heterodoxie rückt, ebenso wie es andere zu der Prognose verleitet, es stehe eine Modernisierung der Kirche ins Haus, die nun auch bislang als verbindlich angesehene Glaubensaussagen infrage stellen wird. Traditionen zu bewahren oder infrage zu stellen hat in Europa wie nirgendwo sonst einen so religiösen Klang.

Vor diesem Hintergrund kann der Kontrast zwischen Papst Franziskus und seinem Vorgänger kaum deutlicher ausfallen. Der deutsche Theologenvater war wie kein anderer zur Identifikationsfigur vieler – auch nicht-katholischer – Intellektueller geworden, die die verlorene Einheit von Glaube, Staat und Gesellschaft in Europa als Verlust ansehen. Seine Namenswahl, die sich auf den Vater des europäischen Mönchtums, Benedikt von Nursia, bezieht, war programmatisch. Wie unter einem Brennglas scheint die enge Verzahnung von Christentum und europäischer Kultur in diesem vorerst letzten europäischen Pontifikat noch einmal als Leitgedanke auf. Benedikt XVI. verkörperte den konservativen Geist Europas, indem er der

Emanzipation des Individuums aus Kirche und Gesellschaft und dem vielfältigen Traditionsverlust in Gestalt der geistigen Schätze der katholischen Kirche eine intellektuelle und politische Vision entgegensetzen wusste. Aus demselben Grund symbolisierte Benedikt für andere wie niemand sonst den Rückschritt, die Modernisierungsverweigerung. Das Programatische der Modernekritik Joseph Ratzingers deutet dabei an, wie sehr dieser dem europäischen Diskurs der Moderne verhaftet war. Daher wird sich auch unter seinen Gegnern bald die ernüchternde Einsicht verbreiten, dass Benedikt XVI. doch ein feindlicher Bruder der eigenen Fragen und Anliegen war.

Am Papst aus der «neuen Welt» prallen diese europäischen Identifikationsbedürfnisse ab. Franziskus hat in seinen ersten Ansprachen und öffentlichen Auftritten eine verblüffende Entschlossenheit zum zeremoniellen Rückbau des Papsttums an den Tag gelegt. Es wäre aber ein europäisches Vorurteil, diese als den Furor eines Modernisierungsprogrammes zu deuten. Abseits der Brüche in Zeremoniell und Protokoll – die im Übrigen auch von Johannes Paul II. nicht unbekannt sind – gewinnt man den Eindruck einer aus tiefer Überzeugung hervorgehenden Frömmigkeit. Hier spricht jemand so direkt und ungebrochen von der Jungfrau Maria, von den Heiligen und vom Teufel, wie es Religionsgelehrte in Europa nur mit Fußnote tun. Ein Programm, das sich zum Zerbrechen einer europäischen *res publica christiana* verhält, liegt Papst Franziskus ganz fern. Auch in Nordamerika, Asien oder Afrika wird man dies kaum vermissen. Das angekündigte Programm des Pontifikates – eine Hinwendung der Kirche zu den Armen im Geiste des Heiligen Franziskus – wird dagegen an vielen Orten der Weltkirche einen Nerv treffen.

Auch in dieser Hinsicht bedeutet das Pontifikat des Papstes aus dem Süden den Abschied von bisher gängigen europäischen Identifikationsmustern. War die Armutproblematik der «Dritten Welt» lange Zeit als etwas diskutiert worden, das von Europa aus in verlängerter kolonialer Fürsorge angegangen werden sollte, wurden auch die innerkirchlichen Konflikte um die Befreiungstheologie in europäischen Kategorien verhandelt. Es ist oft darauf hingewiesen worden, dass Johannes Paul II. durch die prägenden Erfahrungen der kommunistischen Diktatur für Armut und Ungerechtigkeit anprangernde Theologen der Südhalbkugel wenig Verständnis aufbringen konnte. Joseph Ratzinger kritisierte als Präfekt der Glaubenskongregation das marxistische Instrumentarium mancher Befreiungstheologen als typisch neuzeitlichen Irrationalismus. Auch hier wird der Schatten des europäischen Diskurses der Moderne sichtbar. Die pastorale Aufgabe der Kirche in einem Umfeld, das durch in Europa unvorstellbare Armut geprägt ist, geriet dabei

ins Hintertreffen. Nun hat mit Jorge Bergoglio ein Seelsorger der Armen den Stuhl Petri bestiegen, der auch in dieser Hinsicht zu den Leitlinien europäischer Auseinandersetzung quer steht. Ohne zu zögern greift er auf Vokabular und Gesten zurück, die hierzulande mit der Befreiungstheologie assoziiert werden, ohne sich an Vorbehalten zu stören, aber auch ohne den ungeteilten Jubel europäischer Befreiungstheologen zu wecken. Auch hier reagiert man auffällig verhalten. Sollte auch dieses theologische Projekt bisweilen eher Ausdruck europäischer Modernisierungswünsche gewesen sein?

Der Papst aus der «neuen Welt» wird – so viel ist sicher – den Stolz des europäischen Christentums in mancher Hinsicht herausfordern. Welche Rolle wird das religiöse und kulturelle Erbe Europas aber unter den Bedingungen eines globalisierten Papsttums spielen? Wird Europa nur noch ein Kulturraum unter vielen sein, der turnusgemäß hin und wieder im römischen Zentrum der Kirche Platz hat? Es ist zu vermuten, dass die katholische Kirche einen ähnlichen Weg einschlägt, wie er sich in der politischen Welt im Laufe des letzten Jahrhunderts vollzogen hat. Politische Macht und ökonomische Kapazitäten sind längst nicht mehr in Europa konzentriert. Dennoch ist Europa vielerorts ein wichtiger Referenzpunkt geblieben, um die eigenen kulturellen Wurzeln nicht zu verlieren. Das gilt auch für die neuen vitaleren Regionen der Weltkirche, deren Ursprünge auf europäische Missionare zurückgehen. Als Jesuit und Nachfahre italienischer Einwanderer verkörpert Papst Franziskus auch persönlich die Beziehung des Südens zum alten Europa. Trägt die Kirche Südamerikas nun ihre Perspektive ins Zentrum der Weltkirche, so ist sie selbst nicht ohne ihre europäischen Ursprünge zu verstehen. Die jahrhundertelange Prägung des Christentums in Europa in seinen theologischen, rechtlichen, liturgischen und künstlerischen Formen ist der Geschichte des Christentums bleibend eingeschrieben und wird auch andernorts bei der Selbstvergewisserung über die eigenen Ursprünge als normativer Tradierungskontext immer wieder aufgerufen werden. Dennoch scheint die europäische Geschichte des Christentums als Leiterzählung allmählich an Bedeutung zu verlieren. Theologisch ist dies nicht weiter beunruhigend: Auch das christliche Mittelalter des Westens hat seine Ursprünge im Orient in Ehren gehalten. Wie man Jerusalem nicht vergessen hat, wird man Europa nicht vergessen. Was jedoch als europäisch in der Weltkirche der Zukunft erinnert werden wird, werden nicht allein Europäer bestimmen. Gut möglich, dass das kulturelle Erbe Europas trotz ehrfürchtiger Reverenzen durch andere Perspektiven überlagert und integriert wird. Bei aller Bedeutung Jerusalems im Gedächtnis des Christentums ist es dem Christentum des Orients nicht anders gegangen.

Aber nicht nur die Vergangenheit Europas wird unter den Bedingungen einer globalisierten Kirche von Bedeutung sein. Die intellektuellen und politischen Konstellationen des alten Europa werden einen wichtigen Platz in der Kirche behalten. Das gilt nicht zuletzt für das Ringen um die Moderne, ihre Legitimität und zukünftige Gestalt. Denn natürlich kennt man auch in anderen Teilen der Weltkirche Modernisierungskonflikte und ist in Auseinandersetzungen um die auch in Europa immer wieder aufgebrachten Fragen verwickelt. Auch ist die Vermutung nicht unbegründet, dass viele Probleme Europas mit einiger Verzögerung auch dort virulent werden und die intellektuellen Auseinandersetzungen des gegenwärtigen Europas daher weiterhin Gehör finden. Von der Vorstellung, der in Europa herrschende *status quo* bilde den jeweils erreichten Höhepunkt der Geistes- und Sozialgeschichte ab, wird man sich hingegen – auch in der katholischen Kirche – endgültig verabschieden müssen. Modernisierungskonflikte haben in den USA, in Südamerika und Asien eine andere Gestalt angenommen als in Europa. Das zeigt schon die sich allmählich durchsetzende Erkenntnis, dass von einer flächendeckenden Säkularisierung in anderen Erdteilen auch bei fortschreitender gesellschaftlicher Modernisierung nicht die Rede sein kann. Die Verquickung von Säkularisierung und Modernisierung in Europa ist in den Augen vieler Religionssoziologen auf dem Weg vom Paradigma zum Sonderfall. Bei aller Bedeutung des europäischen Diskurses der Moderne bedürfen Modernisierungskonflikte in anderen Teilen der Welt daher einer eigenständigen Reflexion, die den Dialog mit Europa nicht scheut, ohne von ihm fertige und normativ verbindliche Antworten zu erwarten. Das gilt auch für die europäische Theologie, die sich nicht länger erlauben kann, nur Theologien aus Südamerika, Afrika oder Asien als kontextgebunden zu betrachten. Dass man in Europa ebenfalls mit einem regionalen Blick auf Gott und die Welt schaut, wird man sich wohl in Zukunft öfter sagen lassen müssen.

Die Entkoppelung des Papsttums von einem europäischen Blick auf Gott und Welt ist dabei theologisch unproblematisch. Vom galiläischen Fischer bis zum Jesuiten aus Buenos Aires – die Universalität des Petrusamtes wird durch wechselnde kulturelle Horizonte der jeweiligen Amtsträger nicht beeinträchtigt, sondern verdeutlicht. Die derzeit forcierte Frage, ob der jetzige Papst in Kontinuität zu seinem Vorgänger steht, ist nach menschlichen Maßstäben verständlich, kann aber auch Ausdruck eines verkürzten Verständnisses von Katholizität sein. Die theologisch einzig relevante Frage nach der Kontinuität gilt dem biblisch bezeugten Glauben. Dementsprechend ist der Papst in erster Linie Nachfolger Petri, des Auferstehungszeugen und Märtyrers, und nicht seines Vorgängers. Ein globalisiertes Papsttum kann daher

trotz europäischer Wurzeln kulturell polyzentrisch in dem Sinne sein, dass der Horizont «neuer Welten» ins Zentrum getragen wird. Die Frage nach der rechten Überlieferung des Glaubens muss dabei wie zu jeder Zeit neu und nüchtern gestellt werden.

Europäische Katholiken werden Zeit brauchen, um sich nach dem großen Europäer Benedikt XVI. an die neue Gestalt des Papsttums zu gewöhnen. Dennoch kann dieser Prozess auch heilsam sein. Die Globalisierung des Papsttums bietet die Chance, die Überlieferung des christlichen Glaubens vom kulturellen Kontext Europas deutlicher zu unterscheiden. Dies schließt ein, die Erwartungen an den jeweiligen Nachfolger Petri zurückzufahren. Das politische und kulturelle Wohl und Wehe Europas liegt nicht in den Händen des Papstes. In den europäischen Ortskirchen wird man sich daher mehr als bisher gewohnt im Schatten der römischen Aufmerksamkeit den eigenen Fragen und Problemen, die durch ihre Regionalisierung keineswegs weniger ernst zu nehmen sind, widmen können. Wenn die ersten Kränkungen europäischen Stolzes verwunden sind, sollte diese Chance nicht vertan werden.